

gelesen

Norbert Lammert

Geschichten aus einem wiedervereinigten Land
Was ich noch vergessen wollte, Peter Ensikat, Karl Blessing Verlag, München 2000, 21 Euro;
Wir Brüder und Schwestern – Geschichten zur Einheit, Freya Klier, Ullstein-Verlag, Berlin 2000, 17,95 Euro.

Eine Fülle von Publikationen ist nach der ersten Dekade deutscher Einheit erschienen; sie bemühen sich um eine Beschreibung der Ereignisse, eine Bilanz der Entwicklung und eine Bewertung der Akteure.

Peter Ensikat, der seit vielen Jahren bekannte und geschätzte Texter und Schauspieler erfolgreicher Berliner Kabarettisten, hat dazu einen ungewöhnlichen Beitrag geleistet, der vom Verlag als eine „originelle und witzige Spurensuche im gesamtdutschen Sand im Getriebe“ angekündigt wird. Nicht alles, was Peter Ensikat zu vierzig Jahren Diktatur und über zehn Jahren Demokratie im vereinten Deutschland zu sagen hat, ist immer witzig.

Dass die Vergangenheit, so finster sie auch gewesen sein mag, im Lichte der Schattenseiten des Alltags schon längst wieder besonnt erscheint, ist eine verbreitete Erfahrung in Berlin wie in den neuen alten Ländern: „Je weiter diese DDR zurückliegt, desto schöner wird sie.“ Aber Ensikat neigt nicht zur Ostalgie, vielmehr nimmt er die Unterschiede wie die Gemeinsamkeiten der Menschen und der politischen Systeme in Deutschland mit gleicher Unvoreingenommenheit zur Kenntnis; so heißt es in dem Kapitel „Wie verschieden wir uns ähnlich sehen“: „Die Mauer hat uns eben nicht nur getrennt, sie hat uns auch voreinander geschützt. Jetzt sind wir uns schutzlos ausgeliefert.“

Peter Ensikat arbeitet auch ganz persönliche Erfahrungen der deutsch-deutschen Vergangenheit auf, darunter besonders ausführlich und mit erkennbarer Betroffenheit, wie aus einer langjährigen privaten Freundschaft mit einer Kollegin schließlich

eine öffentliche Feindschaft wurde – eine Real-Satire über Stasi-Akten und informelle Tätigkeit ausgerechnet von Kabarettisten ausgerechnet für Staatssicherheitsdienste, über die es nun wirklich nichts zu lachen gibt.

Die Macht der Medien ist für den gelernten Kabarettisten real, die Macht der Journalisten dagegen allenfalls eingebildet: „Journalisten halten sich selbst gern für wichtig, weil sie über Leute berichten, die sich für wichtig halten, weil Journalisten über sie berichten.“ Was Peter Ensikat über den scheinbar unaufhaltsamen Trend zum *Infotainment* wie über die Fehlentwicklung der Kultur zum Kultur-Event kritisch zu bemerken hat, ist nicht neu, aber bemerkenswert; dies gilt insbesondere für sein unorthodoxes Plädoyer für Tabus, auch in der Kunst, ohne die eine zivile Gesellschaft und ein ziviles Verantwortungsgefühl nicht bestehen könnten. Peter Ensikat sieht Gefahren für die Kunst in Deutschland heute nicht

durch politische Zensur, sondern gerade durch das Missverständnis einer unbegrenzten Freiheit, in der ihr alles erlaubt sei, „auch das, was sich von selbst verbieten sollte“. Dass er dem Kulturmanagement nicht viel Sympathie abgewinnen kann, weil es sich dabei immer mehr um Geschäft handle, versteht sich schon beinahe von selbst.

Die Satire ist ein anspruchsvolles Gewerbe, in dem man reüssieren oder scheitern kann. Ensikats sarkastische Bemerkungen über „Die Waffen der Frau“ sind eine allzu billige Auseinandersetzung mit dem damaligen Beschluss der DDR-Regierung, die Wehrpflicht der Frauen einzuführen, bei der das berüchtigte Stammtischniveau solcher Themen kaum überboten wird. Dagegen gelingen ihm bemerkenswerte und bedenkenswerte Einsichten über Parteien und Wahlen, die Begrenzung von Filz durch die Begrenzung von Amtszeiten, die Defizite der Dienstleistungsgesellschaft, die nicht nur eindrucksvollen Errungenschaften der Deutschen Einheit, den Kalten Krieg und die heißen Reformdebatten.

Ein glänzendes Kabinettstück liefert Peter Ensikat zum großen Tanz um die politische Mitte, in der sich alle Parteien und zu-

nehmend auch alle Wähler versammelt haben und rechts und links von sich nur noch Extremisten sehen. Seit Beginn der Bonner Republik werde in Deutschland Adenauer und immer wieder Adenauer gewählt, andere Parteien und Personen nur dann, wenn sie feierlich die Fortsetzung seiner Politik versprächen. Außer dem normalen Mitwähler gäbe es nur noch wenige Protestwähler, die aber kaum mehr als fünf Prozent auf die Waage brächten; dafür seien die Protestnichtwähler inzwischen auf dem Weg zur absoluten Mehrheit, so dass die Nichtwähler in Deutschland irgendwann vielleicht die neue Mitte bilden könnten. Dann würden die wenigen, die noch zur Wahl gehen, die neuen Außenseiter der Gesellschaft sein, und Wahlen bräuchten wir eigentlich überhaupt nicht mehr: „Dann können wir wieder wie einst die Zettel falten mit den vorgedruckten Kreuzen.“ Dies liest sich im Buch ähnlich hinreißend, wie es im Kabarett gewirkt haben muss. Und es ist so traurig-komisch, dass wir es besser nicht vergessen sollten.

Alternative „Geschichten zur Einheit“ hat Freya Klier vorgelegt, die sich ganz bewusst nicht mit den Abstürzen und Auf-

stiegen von Prominenten befassen, sondern mit unbekannten Frauen und Männern unterschiedlicher Herkunft aus dem Osten wie dem Westen des lange geteilten Landes, die jeweils zu „Einheitspatienten“ geworden sind.

Distanziert sind die Geschichten, von denen man gerne glauben möchte, dass das Leben selbst sie geschrieben hat, freilich nie. Die in Dresden geborene Schauspielerin und Regisseurin lässt an ihrer abgrundtiefen Verachtung des gescheiterten sozialistischen Systems auch ein Jahrzehnt nach dem Fall der Mauer in keiner der sieben Geschichten, die sie erzählt, irgendeinen Zweifel. Die 1984 mit dem Regiepreis von der DDR ausgezeichnete und schon im folgenden Jahr vom gleichen Staat wegen ihres Engagements in der kirchlichen Oppositionsbewegung mit einem Berufsverbot überzogene, später verhaftete und schließlich zwangsausgebürgerte Autorin vermag auch mit größerem Abstand zu den Ereignissen und Strukturen, von denen sie selbst betroffen war, der DDR keine freundlichen Züge abzugewinnen – einschließlich ihrer Massen- und Nachfolgeorganisationen, die ihr als SED, FDJ, MfS bis hin zur PDS in gleicher Weise unsym-

pathisch geblieben sind. Besonders eindrucksvoll wird dies in dem Kapitel „Rückkehr aus dem Paradies“ geschildert, das die psychosomatische Krankheitsgeschichte eines ehemaligen Funktionärs beschreibt; dessen in der Bundesrepublik gewachsenen Jugendträume einer kommunistischen Gesellschaft sind nach dem Wechsel in die DDR an den trüben Realitäten buchstäblich zerbrochen. Nicht alle sieben Geschichten, die Freya Klier erzählt, sind so harmlos wie der „Sächsische Ausflug“ – die Schilderung einer jener berüchtigten Kaffee Fahrten, die als besonders zweifelhafte Ausprägung westdeutschen Geschäftssinns nun auch die neuen Länder erreicht haben. Diese merkwürdige Mischung aus sozialer Betreuung und plattem Geschäftsinteresse ist selten zuvor so freundlich beschrieben worden. Die Herstellung einheitlicher Lebensverhältnisse in Deutschland, was immer man dazu auch zählen mag, scheint jedenfalls insoweit allemal besser gelungen, jedenfalls erträglicher als im ostdeutschen Schulsystem, dessen notwendige Veränderungen die frühere Bürgerrechtlerin noch immer durch alte Apparatschiks blockiert

sieht. Manche Episoden sind amüsant, andere bitter. „Intershop 2000“ ist die Umwandlung einer transportablen Raum erweiterungshalle vom Berliner Ostbahnhof zu einem nostalgischen Wallfahrtsort für Ossis und Wessis zur Beschaffung von Ostprodukten, die erst im Blick zurück so richtig an Wertschätzung gewonnen haben. Dagegen erzählt Freya Klier das triste Leben eines ehemaligen Opernchorsängers, der nach seiner bejubelten Ausreise aus der DDR eine Zeit lang als Unterhaltungsmusiker in Westdeutschland sein gutes Auskommen gefunden hatte, bis ihn der völlige Zusammenbruch des Ostblocks der Billigkonkurrenz der sozialistischen Bruderländer aussetzte und seiner jungen bürgerlichen Existenz beraubte. Heute lebt er als „Troubadour vom Gare de Lyon“ als Straßenmusikant in der Pariser Metro, was Freya Klier die Gelegenheit zu einer virtuosen Stadtführung durch die Pariser Notunterkünfte bietet.

Manche Ost-/Westgeschichten leiden stilistisch ein wenig unter dem fast missionarischen Aufklärungsbedürfnis der Autorin, wenn es nicht um fiktive, sondern um konkrete Personen und Ereignisse

geht. Gegenüber dem tatsächlichen Gang der Geschichte lässt sie keine verklärenden Geschichten zu. Da gewinnt die politische Botschaft an Klarheit, was der literarische Stil an Souveränität einbüßt: Die Politik ist allemal wichtiger.

So wird das Buch am Ende doch schwergewichtiger, als es am Anfang erscheint. Die „Jagdszenen“ sind ein herrliches Stück Realsatire über die absurden Machenschaften der Beobachtung, Aufklärung und Spionage im deutsch-deutschen Grenzgebiet, in dem heute der Rot- und der Schwarzwildbestand gesamtdeutsch gejagt wird. Und so herrscht endlich das, was wir etwas diffus gesamtdeutsche Normalität nennen: „Dresden könnte Hamburg heute mit einer Flaschenpost grüßen, ohne ein ganzes Grenzbataillon in Alarmbereitschaft zu versetzen. Die Lust auf derartige Eskapaden hält sich sichtbar in Grenzen. Ost und West scheinen sich im unterirdischen Einklang darüber zu befinden, die Begeisterung für einander nicht weiter künstlich zu strecken, einander bei Hochwasser aber auf jeden Fall beizustehen.“ Wir Brüder und Schwestern.